



*Thomas, auch Didymus genannt, gehörte zum Kreis der Zwölf. Er war nicht bei ihnen gewesen, als Jesus gekommen war. Die anderen Jünger berichteten ihm: »Wir haben den Herrn gesehen!« Er entgegnete ihnen: »Erst will ich selbst die Wunden von den Nägeln an seinen Händen sehen. Mit meinem Finger will ich sie fühlen. Und ich will meine Hand in die Wunde an seiner Seite legen. Sonst kann ich das nicht glauben!« Acht Tage später waren die Jünger wieder beieinander. Diesmal war Thomas bei ihnen. Wieder waren die Türen verschlossen. Da kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte: »Friede sei mit euch!« Dann sagte er zu Thomas: »Leg deinen Finger hierher und sieh meine Hände an. Streck deine Hand aus und leg sie in die Wunde an meiner Seite. Sei nicht länger ungläubig, sondern komm zum Glauben!« Thomas antwortete: »Mein Herr und mein Gott!« Da sagte Jesus zu ihm: »Du glaubst, weil du mich gesehen hast. Glückselig sind die, die mich nicht sehen und trotzdem glauben!« (Übersetzung: Basisbibel)*

Liebe Gemeinde, ohne Menschen wie Thomas wäre die Kirche verloren.

Thomas steht für alle Menschen, die nicht gleich «Ja und Amen» sagen zu dem, was in der Kirche verkündet wird. Thomas steht für die, die nicht alles glauben, nur, weil es den eigenen Wünschen entspricht. Thomas steht für diejenigen, die, wenn sie einen Gottesdienst besuchen, ihren gesunden Menschenverstand und ihr kritisches Denken nicht mit dem Mantel an der Garderobe lassen. Wenn die Kirche, wenn der christliche Glaube eine Zukunft haben will, dann braucht er heute mehr denn je genau solche Menschen wie Thomas.

Man könnte die Überbringer der Osterbotschaft mit einem durchaus naheliegenden Einwand konfrontieren, und zwar mit der Vermutung: Bei den Begegnungen mit dem Auferstandenen war vor allem der Wunsch Vater des Gedankens. Denn natürlich hätten sich alle gewünscht, dass Jesus nicht den furchtbaren Tod am Kreuz hätte sterben müssen. Natürlich hätten die Jüngerinnen und Jünger ihn gern weiter bei sich gehabt. War die Botschaft von der Auferstehung vielleicht nur ein Nicht-Wahrhaben-Wollen seines Todes? Waren die Erscheinungen des auferstandenen Jesus eine von übergrosser verzweifelter Hoffnung genährte Einbildung? Eine willkommene, aber unwahre Botschaft?

Ich kann mir jedenfalls gut vorstellen, dass dem Thomas solche Gedanken durch den Kopf gingen, als die anderen Jünger ihm voller Staunen und Freude erzählten: Jesus war bei uns. Er sagte: «Friede sei mit euch!» und hauchte uns mit einem neuen, heiligen Geist an.

Er konnte das nicht glauben; deshalb wird er ja auch gern «der ungläubige Thomas» genannt. Ich kann mir das nicht nur gut vorstellen, sondern ich fühle mich dem Thomas sehr nah und hätte vermutlich ähnlich reagiert. Ich kann jede Person gut verstehen, die skeptisch ist gegenüber der Botschaft von der Auferstehung von den Toten. Es widerspricht der allgemeinen Erfahrung. Niemand kann die Auferstehung als historische Tatsache beweisen. Sie ist etwas Noch-Nie-Dagewesenes in der Geschichte. Unglaublich! Deshalb sollte auch keine gläubige Person sich über eine ungläubige erheben oder diese gar verurteilen.

Thomas also will es genau wissen: Ist die Person, die seinen Kollegen begegnet ist, tatsächlich identisch mit dem Jesus, der eben noch für alle Welt sichtbar am Kreuz gestorben ist?

*»Erst will ich selbst die Wunden von den Nägeln an seinen Händen sehen. Mit meinem Finger will ich sie fühlen. Und ich will meine Hand in die Wunde an seiner Seite legen. Sonst kann ich das nicht glauben!«* sagt er.

Und acht Tage nach Ostern, also an einem Sonntag wie dem heutigen – so wird von Johannes erzählt – trat Jesus wieder *in ihre Mitte und sagte: »Friede sei mit euch!«* Dann sagte er zu Thomas: *»Leg deinen Finger hierher und sieh meine Hände an. Streck deine Hand aus und leg sie in die Wunde an meiner Seite. Sei nicht länger ungläubig, sondern komm zum Glauben!«*

Und nun, liebe Gemeinde, beginnt der grosse Irrtum – nicht etwa ein Irrtum von Thomas, sondern ein Irrtum, der sich in der Christenheit weit verbreitet hat und auch vielfach so dargestellt wurde. Auf der Vorderseite unseres Programmblattes ist ein berühmtes Gemälde zu sehen. Es ist das vielleicht berühmteste Bild des frühbarocken italienischen Malers Caravaggio (1571 – 1610) mit dem Titel «Der ungläubige Thomas». Es zeigt ihn mit zwei anderen Jüngern, wie er – fast in der Manier eines Chirurgen – die Seitenwunde von Jesus untersucht, betastet, ja mit dem Finger in sie eindringt. Es ist, als wollte der Maler jeden Zweifel ausräumen, dass es sich bei Jesus um lebendiges Fleisch handelt.

Sie sehen aber auch: Es handelt sich um ein Foto dieses Gemäldes in einer Galerie, und mit darauf zu sehen ist ein Betrachter, der es anschaut – das baut eine Distanz auf. Dazu steht das Bild auch schief. Das hat seinen Grund: Denn nach der biblischen Überlieferung hat Thomas die Seitenwunde von Jesus und auch die Nägelmale an seinen Händen gar nicht berührt. Im Text heisst es im Anschluss an die Aufforderung von Jesus: *Thomas antwortete: »Mein Herr und mein Gott!«*

Damit sind wir an einer entscheidenden Stelle: Thomas hat seine Skepsis nicht überwunden, er hat nicht zum Glauben gefunden, weil er etwa die Wunden von Jesus berührt hätte oder weil er einen positiven wissenschaftlichen Befund erhoben hat. Davon ist keine Rede. Warum aber dann kommt es zu diesem Bekenntnis eines bis dahin Ungläubigen? Die Antwort wird sogleich gegeben: *Da sagte Jesus zu ihm: »Du glaubst, weil du mich gesehen hast.* – Thomas hat Jesus gesehen, er hat ihn wiedererkannt, das hat ihm genügt. Er hat ihn gesehen – vor seinem Tod und danach; und er war derselbe.

Jesus fügt dann noch hinzu: *»Glücklich sind die, die mich nicht sehen und trotzdem glauben!«* Aus meiner Sicht macht er damit deutlich: Es braucht keinen materiellen Beweis, es braucht aber im Grunde auch keinen sichtbaren Beweis – denn Glauben, Vertrauen in den Gott von Jesus Christus, gründet sich von Anfang bis zum Ende überhaupt nicht auf Beweise. Es muss nicht einmal jemand nachweisen, dass diese und andere Osterschichten sich genauso abgespielt haben, wie sie zuerst mündlich überliefert und dann aufgeschrieben worden sind. Man muss nicht *an die Bibel* glauben, aber man sollte der Botschaft glauben, die sie in den Worten und Weltbildern ihrer Zeit vermittelt – einer Zeit, in der Natürliches und Übernatürliches im Denken und Wahrnehmen der Menschen noch nicht streng unterschieden waren.

Ich erinnere an den Bericht von der Kreuzigung Jesu, den wir am Karfreitag gehört haben. In der Überlieferung des Matthäus nehmen die spöttischen Kommentare der Personen unter dem Kreuz einen breiten Raum ein. Unter anderem machten sich dort die führenden Priester zusammen mit den Schriftgelehrten und Ratsältesten über den sterbenden Jesus lustig mit den Worten: *«Er soll jetzt vom Kreuz herabsteigen, dann glauben wir an ihn.»* (Mt. 27, 42) Man könnte diese spöttische Bemerkung für einmal ernst nehmen und sich vorstellen, dass Jesus tatsächlich vom Kreuz herabgestiegen wäre. Ich halte es für ausgeschlossen, dass die genannten Personen dann tatsächlich zum Glauben gekommen wären.

Auch hier gilt: Glaube gründet sich nicht auf Beweise oder erstaunliche Ereignisse – welcher Art auch immer. *Glaube* – das ist eine Erkenntnis, man kann auch sagen: eine Erleuchtung der Seele, die uns geschenkt wird, die aber auch eine persönliche Entscheidung braucht. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als darum, ein bewusstes Ja zu finden zu der Ahnung, die immer schon in uns ist – ein Ja dazu, dass es mehr gibt als das, was Menschen wahrnehmen, messen und beweisen können. Dass etwas, das wir Gott nennen, von Beginn dieser Welt an hinter allem steht und auch mein Leben gewollt hat. Es ist durchaus vernünftig, das anzunehmen, selbst wenn es nicht zu beweisen ist.

Es gibt viele Formen von Religion. Nicht alle sind dem Leben dienlich und tun den Menschen gut. *Christlicher* Glaube bedeutet in seinem ursprünglichen Kern ein Ja dazu, dass Gott sich in dem Menschen Jesus Christus gezeigt, offenbart hat – in seiner Liebe, seinen Taten, seiner Lehre, seiner Geschichte. Und nichts Anderes ist gemeint, wenn Thomas Jesus anspricht mit: *»Mein Herr und mein Gott!«* Das ist das Bekenntnis eines Ungläubigen. Mehr braucht es nicht.

Liebe Gemeinde, wenn ich vom «Bekenntnis eines Ungläubigen» spreche, dann tue ich das heute, um mit Ihnen noch ein wenig zu ordnen, was wirklich zum Glauben gehört und was nicht, wo sogar Unglaube angebracht wäre.

Glaube an Gott und Christus bedeutet nämlich nicht eine Konkurrenz zur Wissenschaft. Gläubige sind durchaus vernünftige Menschen und sollten es um Gottes Willen bleiben. Sie haben sogar die Aufgabe, ihren Glauben vor der Vernunft zu verantworten. Die Geschichte von Thomas – recht gelesen – zeigt uns: Selbst, wenn wir noch so sehr in der Materie, im Fleisch dieser Welt wühlen – dort werden wir Gott und den Glauben nicht finden. Deshalb schliessen sich Glaube und Wissenschaft nicht aus, sondern ergänzen sich als zwei unterschiedliche Weisen, die Welt zu betrachten – einmal beobachtend, messend und analysierend und ein anderes Mal teilnehmend, liebend und dankbar. Ich bin seit vielen Jahren Mitglied in einem ökumenischen Arbeitskreis «Glaube und Wissenschaft». Dort lerne ich viel von Naturwissenschaftlern, was meinen Glauben und meine Dankbarkeit nährt.

Glaube an Gott und Christus bedeutet ebenfalls nicht, alles Mögliche ungeprüft zu glauben, was fromm oder religiös daherkommt. Ich vermute sogar, dass nirgendwo so viel gelogen wird wie in Kreisen, wo übernatürliche Ereignisse, vermeintliche Wunder und göttliche Offenbarungen propagiert werden. Die ersten, noch längst nicht abgeschlossenen Studien zum Thema Missbrauch in den verschiedenen Kirchen haben gerade erst gezeigt: In einem Milieu von Vertraulichkeit, ungeprüften Behauptungen und angeblicher persönlicher Offenbarungen ist die Gefahr besonders gross, dass Vertrauen, Gutgläubigkeit und Machtgefälle missbraucht werden.

Ich wiederhole deshalb, was ich zu Beginn gesagt habe: Ohne Menschen wie Thomas wäre die Kirche verloren. Seien wir dankbar für diejenigen, die sich dem Vorwurf der «Nestbeschmutzung» aussetzen, indem sie unbequeme Wahrheiten aussprechen, Skandale aufdecken und den Opfern zu ihrem Recht verhelfen. Die Kirche hat dann eine gute Zukunft, wenn sie ihre ungläubigen Thomasse nicht ausschliesst oder auf andere Weise verliert. Wie bei den Jüngern von Jesus gilt: Wenn elf völlig einer Meinung sind, sollte zumindest der oder die Zwölfte Zweifel anmelden. Amen.